



Den Worst Case versichern

Unternehmensrisiken | Frequenzschäden selbst tragen

VON WALTHER KIEP*

Konjunktur lahm, Auftragsbücher leer und kein Licht am Ende des Tunnels – gezwungenermaßen schnallen Deutschlands Unternehmen die Gürtel enger. Um Liquidität zu retten, regiert der Rotstift und wieder sollen es bewährte Sparmaßnahmen richten. Dass aber trotz steigender Prämien auch der Versicherungsbereich beträchtliches Potenzial birgt, wird vielerorts noch verkannt.

Über 3,5 Mrd. Euro – im Schnitt 0,2% bis 0,4% vom Umsatz – geben die 200 größten deutschen Unternehmen jährlich für Versicherungen aus. Nicht zuletzt wegen des noch weichen Marktes transferiert man bis zu 95% aller versicherbaren Risiken. Kein empfehlenswerter Weg, denn zum einen steht ein Prämien-Preisschub bevor, zum anderen ist es grundsätzlich sinnvoll, Frequenzrisiken selbst zu tragen. Wo dies geschieht, bleiben 30% bis 50% der Beiträge im Haus. Besser noch: Davon wiederum lässt sich die Hälfte dauerhaft einsparen.

Würden besagte 200 Firmen entsprechend handeln, behielten sie 1 Mrd. Euro, woraus sie 500 Mio. Euro Sparpotenzial realisieren könnten – Wertschöpfung, die bisher zumindest teilweise in Versicherer-Bilanzen Niederschlag findet. Im Wesentlichen hängt dies damit zusammen, dass der Risikotransfer mit mindestens 40% Friktionskosten belastet ist: Versicherungssteuer sowie Vertriebs- und Verwaltungskosten sind die Kostentreiber – allein Letztere verschlingen 30% bis 40% der Prämien.

Statistisch absehbare Schäden selbst decken

Unternehmen können und sollten Risiken selbst tragen – jedoch nur in solchem Maß, dass auch im Worst Case das Regulieren von Schäden ihre Finanzkraft nicht bedroht. Keine Frage: Der Verlust von Produktionsstätten muss versichert sein; ebenso Schäden, die als Folge von Produktmängeln entstehen. Selbst decken sollte man jedoch Schäden mit vergleichs-

weise geringen Einzelhöhen im vier- oder fünfstelligen Bereich, die erfahrungsgemäß immer wieder vorkommen, deren Eintreten also statistisch absehbar ist – die sogenannten Frequenzschäden. Tun Firmen das nicht, finanzieren sie diese Schäden über fünf bis sieben Jahren hinweg dennoch selbst, mit ihren Versicherungs-



Laut Walther Kiep können und sollen Unternehmen ein gewisses Maß an Risiken selbst tragen – sie müssen sich aber auch bewusst sein, dass ein Worst-Case-Szenario den finanziellen Ruin bedeuten kann. Foto: Kiep Consulting

prämiert. Wichtig zu wissen: Ob Frequenzschäden eintreten oder nicht, von Versicherern einkalkuliert sind sie auf jeden Fall – eben wegen der Schadenstatistik.

Kommt die Risikofinanzierung auf den Prüfstand, legt man nicht die Prämien als Maßstab an, sondern die Total Costs of Risk. Neben Ausgaben für Versicherungspolicen gehören dazu Schaden- und Verwaltungsaufwand im Selbstbehalt, Maklerprovisionen, Kapital zur Finanzierung von Schadenschwankung sowie die bereits erwähnte Versicherungssteuer.

Wie aber ermittelt man selbst tragbare Risiken? Mithilfe des Aktuars werden alle Schadenverläufe analysiert. Ziel ist es, den idealen Schnittpunkt zwischen den Kosten für Eigentragung und Versicherung zu

ermitteln. Die maximale Eigentragungsfähigkeit des Unternehmens wird durch den Risikoappetit bestimmt. Hierbei empfiehlt es sich, mit Controlling, Risikomanagement und Treasury zusammenzuarbeiten.

Ein Beispiel aus der Praxis: Im Rahmen seiner Haftpflicht versichert ein Unternehmen 260 Mio. Euro Deckungsstrecke. 3,1 Mio. Euro Prämie pro Jahr werden dafür fällig, das klingt preiswert. Bei Licht betrachtet, berechnet der Versicherer aber allein 2 Mio. Euro Beitrag für die ersten 10 Mio. Euro der Deckungsstrecke. Zwei Drittel der Prämie dienen also zur Finanzierung eines vergleichsweise geringen potenziellen Schadens, während der gewaltige Rest von 250 Mio. Euro Deckung nur mit einer Kostenmillion zu Buche schlägt. Im unteren Bereich haben wir es indes nicht mit Versicherungsleistung im eigentlichen Sinne zu tun, sondern praktisch mit einer Finanzierung, denn der Prämienatz beträgt hier 20%, und das heißt: In fünf Jahren hat das Unternehmen den potenziellen Schaden selbst bezahlt.

Krise zeigt: Nahezu undenkbare Ereignisse sind möglich

Ein Argument gegen Eigentragung lautet, in schwierigen Zeiten könnten Firmen zusätzliche Unsicherheit nicht auf sich nehmen. Gerade im Zug der Finanzkrise hätten sich doch Schäden realisiert, deren Eintreten zuvor für nahezu unmöglich gehalten worden war. Dies jedoch kann durch das Vereinbaren eines sogenannten Caps – die Maximierung des Risikos im Selbstbehalt – ausgeschlossen werden.

Überhaupt wird umgekehrt ein Schuh daraus: Ein Teil der durch Eigentragung gesparten Mittel sollte dazu genutzt werden, „oben“ sehr preiswert mehr Deckung einzukaufen. Oft wird im Höchstschadenbereich, dem „fat tail“, nach dem Motto gespart, hier sei noch nie etwas passiert. Gerade in Zeiten von Krise und Kreditklemme aber kann eine Fehleinschätzung für Unternehmen das Aus bedeuten.

*Walther Kiep ist Geschäftsführer der Kiep Consulting GmbH